

Gedanken – nicht nur zu den Gonsenheimer Fenstern, 2002

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde!

Marie von Ebner-Eschenbach findet: „Jeder Mensch hat ein Brett vor dem Kopf. Es kommt nur auf die Entfernung an.“ Ich will versuchen, die Entfernung zwischen dem leidigen Brett und meinem Kopf in den nächsten dreißig Minuten so groß wie möglich zu halten, aber garantieren kann ich für nichts.

Unser Beisammensein sieht sich heute durch die Überschrift „Wissenschaftstag“ in eine bestimmte Richtung gedrängt, der ich als Maler relativ hilflos gegenüberstehe. Ein wenig Kopfzerbrechen hat mir also der hohe Anspruch dieser Veranstaltung schon gemacht, denn wissenschaftlich können die Radebrechereien über Kunstwerke oder das Phänomen Kunst schlechthin im allgemeinen nicht auftreten. Geheimnisträger – und das sind Kunstwerke mit Vorliebe – verweigern sich gerne wissenschaftlichem Zugriff. Wo es Theoretikern dennoch gelungen ist, über Kunst Gültiges auszusagen, handelt es sich meist um Vorhof-Studien, um Entree-Wissen, wenn Sie so wollen und nicht selten um Vorläufiges, denn keine Theorie darf auf ihre Unumstößlichkeit pochen. Ich denke dabei an Persönlichkeiten wie Konrad Fiedler, Heinrich Wölfflin, Erich von Kahler oder Rudolf Arnheim. Gegen Wissenschaft – wenn sie sich ihrer Grenzen und Zuständigkeiten bewußt ist und nicht von purem Ehrgeiz geritten wird – ist selbstverständlich nicht das geringste einzuwenden. Sie ist nach wie vor ein beachtliches Erkenntnismittel, das sich allerdings übernimmt, wenn es darauf aus ist, GOTT ins „Reagenzglas“ zu kriegen oder gar seine Existenz zu widerlegen.

Vielleicht ist es in diesem vorgegebenen Rahmen *mein* Part, eher etwas in die Rolle eines Denkmalpflegers und Archäologen zu schlüpfen. Das Denkmal, welches *ich* am liebsten pflege, ist unser *Geist*, und der muß sowohl saniert als auch in vielen Fällen wieder ausgegraben werden.

Bilder – und die Sie in dieser Kirche umgebenden besonders – appellieren an unseren *Geist*. Unser Geist ist es, der uns von allen anderen Geschöpfen grundlegend unterscheidet. Ich betone das deshalb so, weil es leider auch anthropologische Standpunkte gibt, die sich darauf versteifen, der *aufrechte Gang* des Menschen mache den Unterschied zum Tier aus. Peinlich, meine Damen und Herren, den haben nämlich die Hühner auch.

Bilderflut

Zurück zum Bild! Wir leben in einer Zeit, in der der Mensch von Bildern regelrecht erdrückt wird. In jeder Wohnung, jedem Hotelzimmer, jedem Büro und in jeder Schule stehen sie herum: die Röhren, die stündlich tausende von Bildern erbrechen. Über sie wird uns permanent ins Maul geschmiert, wovon wir angeblich im Bilde zu sein haben. In dieser aktualitätsbesessenen Phase der Menschheitsgeschichte ist das Bild anscheinend dazu verdammt, nur noch das Heute, und davon meist den kümmerlichsten innergeschichtlichen Augenblick, festzuhalten bzw. wiederzukäuen und seine Unerträglichkeiten durch ästhetische Kunstgriffe zu entschärfen.

In Sekundenschnelle müssen sie uns auf die Sprünge helfen oder einlullen – das ist alles. Wozu also überhaupt noch Bilder aus der Hand eines Malers? Sind sie nicht längst überflüssig geworden und außerdem hoffnungslos entmachteter? Nun, sofern sie sich dem Trend der soeben skizzierten Bildfunktionen anschließen, sind sie es mit Sicherheit.

Bilder gegen den Verfall

An Bilder, die auch zurzeit noch unentbehrlich sind, knüpfe ich bestimmte Erwartungen. Diese Erwartungen zielen auf Eigenschaften, die *gegen* den Strich der eben beschriebenen Enge anbürsten. Insbesondere heute werden uns Malern ganz kompromißlose *Gegenbilder* abverlangt. Und Bilder, die sich gegen den Verfall richten, gegen das Sterben unserer Geistbegabung, haben – denke ich – Aufgaben, die kein anderes Medium übernehmen kann. Der Kunstkritiker Günther Wirth charakterisiert solche Gegenbilder als „ontologische Orte der Besinnung“¹.

„Kunst beginnt, wo man sprachlos wird“

Mit der Ankündigung meines Vortrages ist Ihnen ein Versprechen gegeben worden, das mich vor einige Probleme stellt. Wie Sie sehen, bedienen sich meine Fenster eines *gegenstandslosen* Form-Vokabulars. Das bedeutet, ihre Inhalte sind formimmanent und daher verbaler Erschließung nur bedingt zugänglich. Da aber die Hermeneutik, die Auslegung und Deutung von Sinnzusammenhängen, sprachabhängig ist, muß zwangsläufig das Eigentliche eines Kunstwerks dieser Gattung ungesagt bleiben. Es muß sich weitgehend unseren Anmutungen und unserer Geisttätigkeit anvertrauen. „Kunst beginnt an dem Punkt, wo man

erst einmal sprachlos wird“, konstatierte Rainer Volp, und das schließt die Kunst der Interpretation – meine ich – ein.

Was Sie also zunächst an meinen Glasteppichen wahrnehmen können, sind Gebilde, Graphismen und Farbstellungen, aber nichts, was sich mehr oder weniger wiedererkennen ließe. Schreiters Bildwelt agiert gewissermaßen *hinter* den sichtbaren Fassaden. Sie hat es folglich auf das Zeitlose und Unvergängliche abgesehen. Und daß sie in diesem Bereich nur Chiffren in den Dienst nehmen kann, versteht sich beinahe von selbst. Derlei Zeichen sind ausgesprochen verschwiegen und widersetzen sich hastiger Vereinnahmung – für den heutigen Fastfood-Konsumenten ein echtes Ärgernis und für die Opfer unseres nimmersatten Intellekts keinen Deut weniger. Trotz allem: die mir als Maler zur Verfügung stehenden Bausteine Farbe, Form und Linie sind absolut zuverlässige und darüber hinaus verblüffend schnell handelnde Botschafter. Noch bevor wir über Bilder nachdenken und schließlich reden können, haben sie uns bereits beeinflußt. Unser Verstand versucht lediglich zu *reproduzieren*, was ihm ohne sein Zutun widerfahren ist. Betasten und zerlegen wir aber dergleichen Botschaften *nur* mit unserem Verstand und verwehren dem Geist seine ihm eigene Dechiffrierungsarbeit, bleibt Kunst reines Informations- und Genußmittel.

Für eine „Hygiene des Denkens“

Ehe ich mich auf Deutungsversuche zu meinen Fenstern einlaße – und ich sage jetzt schon, daß sie sehr knapp und für manchen wahrscheinlich auch zu spröde ausfallen werden – noch etwas Wichtiges zur Hygiene des Denkens: Da wir, wo immer wir zum Wort greifen, unser Denken bemühen und weil hermeneutische Antworten auf die Wirklichkeit von Kunstwerken Denkvorgängen regelrecht ausgeliefert sind, sollten wir diese spezifisch menschliche Fähigkeit wieder von Verunreinigungen entschlacken und sie energisch auf das ihr Zustehende verweisen. Die Deutung von Wirklichkeit – und die Kunst als *Teil* dieser Wirklichkeit – ist auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen, daß der Interpret nicht etwa nur seine *Vorurteile* auslegt und damit zwangsläufig Menschen abwegig indoktriniert. In Glaubensfragen zum Beispiel, und im derzeitigen Sog postmoderner Religionscollagen besonders, würde die Verbreitung und Verharmlosung von Vorurteilen geradezu tragische Folgen haben.

In seinem Brief an die Römer ermahnt uns Paulus, in unserem Denken nicht über das hinauszugehen, was wir denken *dürfen*. Er fordert uns zu maßvollem Denken auf (Römer 12, 3).

Das ist gewiß kein Aufruf zur Phantasielosigkeit, sondern ein Aufruf zur Anbindung des Denkens an die Weisungen unseres Gewissens und eine Erinnerung an die uns von Gott gesetzten Grenzen. Paulus verwendet an dieser Stelle die beispielhaft differenzierten Begriffsbildungen der griechischen Sprache, in der wenigstens drei wichtige Denk-Kategorien voneinander unterschieden werden. Da ist einmal das *phronein*, was schlicht und ergreifend *denken* heißt, dann das *hyperphronein*, das gefährliche, anmaßende Darüber-hinaus-Denken, die Hybris, und drittens das *sophronein*, das besonnene Denken. Im *sophronein* klingt die *sophrosyne*, die Besonnenheit, mit an. Dieses zuchtvolle Maßhalten ist eine der vier griechischen Kardinaltugenden. ²

Es ist wirklich nicht gleichgültig, ob wir unserem Denken wieder Hygiene verordnen oder nicht. Vor allem dürfen wir uns nicht dazu verleiten lassen, uns von Dingen einen Begriff machen zu wollen, die wir gar nicht begreifen *können*. Derartige Denkergebnisse wären vermessen und Ausgeburten waschechten Größenwahns. Damit würde nichts anderes als Baumaterial für das Aufstocken des Babylonischen Turms geliefert. Hüten wir uns also vor Gedankengängen, die in der Hybris gipfeln. Und weil wir gerade der Theorie etwas auf die Finger schauen, sollten wir noch dem im Bereich Kunst nicht selten anzutreffenden spekulativen, bisweilen sogar ausschweifenden Denken ein wenig das Wasser abgraben. Der Kunst wird doch dadurch nur Schaden zugefügt. Das betrifft sowohl etliche Stellungnahmen von Künstlern zu ihren *eigenen* Arbeiten als auch Unterstellungen, die namhafte *Interpreten* der Kunst angedeihen lassen. Es ist unfair, Kunstwerke *gegen* ihre Intention zu deuten und mit Inhalten in Verbindung zu bringen, die in den Werken selbst nicht angelegt sind. ³

Religion und Spiritualität in der Kunst

Wenn es dabei um Nebensächlichkeiten geht, läßt mich das relativ kalt. Stoße ich aber ständig auf Aussagen, die Kunst als *grundsätzlich* religiös qualifizieren wollen, dann werde ich ungeduldig. Des Kaisers neue Kleider scheinen neuerdings *religiöse* Mäntelchen zu sein. Solch pauschale „Ordensverleihungen“ sind falsch und erwecken bei mir den Verdacht, daß sich hier ein *Wunschdenken* zu Wort meldet; möglicherweise auch das krampfhaft Bemühen, einem zusehends ausblutenden Kulturzweig mit ein wenig Überschwänglichkeit die letzte Ehre zu erweisen.

Werden etwa die eindeutig zu Bruch gegangenen Paradiesprojektionen politischer Ideologien des 20. Jahrhunderts jetzt der Kunst aufgehalst? Auf alle Fälle dürfte derartigen Behauptungen ein ziemlich ausgelatschter Religionsbegriff zugrunde liegen. Namentlich in

unserem postmodernen, pluralistischen Gemüsegarten ist doch gerade der *Verlust* allgemeiner, einheitsstiftender Leitideen und Geisteshaltungen das Auffällige. Wie soll eigentlich in einem Trend, der aufs Ganze gesehen eher als *Affront* gegen die Betroffenheitskultur der Vergangenheit verstanden werden muß, ausgerechnet das religiöse Moment *grundsätzlich* anwesend sein?

Die etwas Vorsichtigeren huldigen der Gegenwartskunst gerne mit dem Attribut „spirituell“. Natürlich sind guter Kunst spirituelle Anteile nicht abzusprechen. Doch bleibt ein solches Urteil an der Oberfläche, wenn man nicht gleichzeitig registriert, daß der Ungeist der Gottesverneinung bis Gottesfeindschaft und alles *esoterische* Umherirren *ebenfalls* Spiritualität für sich in Anspruch nehmen kann, wenn auch eine nach unten orientierte. Ich fürchte, das Etikett „spirituell“ entpuppt sich bei genauerer Prüfung meist als eine wohlfeile kompromißfähige Floskel für alles und nichts.

Selbstverständlich vermag z.B. ein Kleiderbügel in einem bestimmten formalen Kontext durchaus kunstähnliche Funktionen zu übernehmen. Er muß deswegen aber noch nicht religiöse oder spirituelle Qualitäten repräsentieren. Um Mißverständnisse auszuschließen: Meine kritischen Anmerkungen zum Machtfaktor Kunst-Theorie brandmarken natürlich nur die unhaltbaren Verallgemeinerungen, nicht den Einzelfall.

Es ist nun an mir, nicht *selbst* dem fahrlässigen Darüber-hinaus-Denken auf den Leim zu kriechen und Ihnen Verstiegenes zuzumuten. Ich will mir Mühe geben, Ihnen jenseits aller Auslegungs-Akrobatik behilflich zu sein. Eines steht jedoch fest: die Persönlichkeiten Farbe, Form und Linie warten nicht auf *meine*, sondern auf *Ihre* Zuwendung. Belassen Sie es darum bitte nicht bei *meinen* Gedankenhilfen, denn Bilder sind ohnehin Festungen, die durch eine rein diskursive Belagerungstaktik nie und nimmer einzunehmen wären. Bei Werken dieser Kategorie gilt nämlich von vornherein, daß sie zwar *einzusehen*, nicht aber *einzudenken* sind. Bilder machen sich meines Erachtens sogar schuldig, wenn sie sich anschicken, nur das Denkbare zu illustrieren.

Was ist in diesen Bildern „einzusehen“?

Außer drei bis vier unterschiedlichen Blautönen, die sich auf die gesamte Raum-Atmosphäre prägend auswirken, einem Weißband, das die acht Fenster wie ein Gürtel umspannt, ein paar Weißakzenten, welche ich den Stelen zugeordnet habe und einigen leidenschaftlichen roten Zeichen mit ihrer größeren Nachhallzeit, kann man unschwer säulen- bzw. stelenartige Gebilde wahrnehmen. Diese sich hauptsächlich den architektonischen Gegebenheiten des

Raumes anschließenden Elemente unterstützen und bekräftigen den vertikalen Zug des steinernen Stabwerks.

Und weil ein Maler beim Entwerfen auch von Gedanken und Assoziationen heimgesucht wird, zitiere ich einen Vers aus der Offenbarung des Johannes: „Denn wer durchhält und das Böse besiegt, den werde ich zu einer Säule im Tempel meines Gottes machen“ (Offenbarung 3, 12). Hier wird eine – wie ich denke – absolut zentrale Eigenschaft von Säulen aufgezeigt. Sie sind dazu bestimmt auszuhalten, zu tragen, zu *ertragen* und damit Symbole für Standhaftigkeit, für Stehvermögen.

Wir dürfen das ruhig als einen sanften Rippenstoß auffassen, daß auch in *unserem* Leben – und nicht zuletzt im öffentlichen – eine neue Standhaftigkeit, das berühmte Rückgrat, wieder dringend gebraucht wird.

Zumal als Christen haben wir nicht den geringsten Grund, vor anderen Überzeugungen den Kopf einzuziehen oder gar umzufallen. Und weil wir uns in einer Welt befinden, in der das allenthalben emporschießende Böse nicht nur ein *abendfüllendes* Programm sein dürfte, ist auch das Überwinden dieses Krebschadens nur mehr in der Verfassung absoluter Standfestigkeit im Glauben an Jesus Christus möglich. Davon bin ich überzeugt.

Form

Widmen wir uns nun einen Augenblick der Form. Sie ist es, die dem Unfaßbaren Faßbarkeit verleiht und Verworrenes in Ordnungen überführt. Nicht von ungefähr bemerkt Erich von Kahler deshalb: „Bewältigung heißt Form“⁴. Und *was* da jeweils mittels Form bewältigt wird, ist das konstant gegenwärtige Chaos, sowohl der sichtbaren als auch der gedanklichen Welt. Für unsere derzeitige Kunstpraxis scheint mir aber eine Aussage von Rudolf Arnheim noch bedenkenswerter zu sein. Er schreibt: „...daß die Suche nach Form nur erfolgreich sein kann, wenn sie als eine Suche nach Inhalt durchgeführt wird“⁵. Wer das nicht beherzigt, landet unweigerlich im Formalismus. - Der Form eignet es ferner, die Schönheit überzeitlicher Ordnungsmodelle bereits im Hier und Jetzt vorscheinen zu lassen.

In solchen Botschaften pflegt sich dann weniger die Biographie, als die ORDO-Graphie Gottes widerzuspiegeln.

Klarheit und Einfachheit

Wo immer uns Ordnungen dieses Kalibers ansinnen, entsteht, daraus hervorgehend, Klarheit: Jene Qualität, die unserer oft verzweifelt suchenden Seele einen Weg aus dem Irrgarten menschlicher Ungewißheiten und Verschwommenheiten bahnt. Darüber hinaus hat von Ballast und Gleichgültigkeit gereinigte Form die Kraft, *Inhalte* bzw. Gehalte zu erzeugen, Substanz von Belang. „Klarheit ist“, nach Elsa Antoinette Joubert, „so sicher eines der Attribute der Wahrheit, daß sie oft selber für die Wahrheit gehalten wird“. Vor allem in einem solchen Kraftfeld kann sich Wegweisung zu letztgültigen Wahrheiten verwirklichen.

Daß freilich der Wert „Klarheit“ ohne die Hinwendung zum Einfachen auf der Stecke bleiben müßte, liegt auf der Hand. Es gibt „zwei Arten von Einfachheit: eine naive, vorbewußte, die unberührt ist von der Erfahrung des unabsehbar komplexen Lebensphänomens, und eine nachbewußte als das Resultat einer extremen künstlerischen Anstrengung“⁶. Der zweiten Spielart fühle ich mich gewöhnlich ausgeliefert. Zum Glück sieht man es ihr nicht so ohne weiteres an.

Schönheit

Nachdem wir uns kurz den Werten *Form*, *Ordnung*, *Klarheit* und *Einfachheit* zugewandt haben und dabei auch schon die *Wahrheit* zur Sprache kam, ist es meines Erachtens folgerichtig, nun auch dem nie zur Ruhe kommenden und weithin mißverstandenen Begriff *Schönheit* etwas nachzuspüren. Er ist ja, was seine interkulturelle Unsterblichkeit angeht, ein kaum zu überbietender „Dauerbrenner“. Dazu möchte ich Ihnen einige markante Statements abendländischer Provenienz aus den letzten 1.500 Jahren weitergeben. Sie sprechen für sich.

Nach Augustinus ist Schönheit die Erscheinung des Göttlichen im Wahrnehmbaren, Einheit aus Gegensätzen und Antithesen. Mit dieser Einheit aus Gegensätzen und Antithesen haben Sie es in den Fenstern dieser Kirche beinahe programmatisch zu tun. Allein die in einer quasi darübergerlegten Bildschicht agierenden *zeichnerischen* Elemente vertreten diese antithetische Haltung. Eine zweite Aussage von Augustinus hält fest, daß via Schönheit „die Wirklichkeit der Ewigkeit in der Zeit“ erkannt wird.

Dann ein Riesensprung zu Wittgenstein, der ja nicht zuletzt über die *Begrenztheit* der Sprache reichlich nachgedacht hat. Er bemerkt: „Was Schönheit ist, weiß man, wenn man es sieht. Aber es läßt sich nicht erklären, nur zeigen.“

Und Karl Sabbagh schreibt in der FAZ vom 10.02. dieses Jahres, Schönheit sei ein Wort, das Mathematiker und andere Naturwissenschaftler gern verwenden, wenn etwas zugleich wahr und einfach ist.

Im Gegensatz dazu schließlich noch Hans Werner Henze, der meint, Schönheit sei das, was von der Norm abweicht. Hierzu kann ich nur sagen: Auch ein Idiot weicht von der Norm ab – jedenfalls *noch* – nur ist er deswegen nicht unbedingt schön.

Den vorher zitierten Definitionen von Schönheit kann ich mich indes vorbehaltlos anschließen.

Stille

Gestatten Sie mir nun ein Wort zum Wert der *Stille*, jenem einzigartigen Vakuum, in dem die von uns wieder und wieder zu vollziehende Entweltlichung, sprich Sammlung, Ewigkeitsfrucht tragen kann. Meine wachsende Abneigung gegenüber ungehobelter Polychromie ist nicht zuletzt auf den gefräßigen Umgang unserer *Medienwelt* mit der Farbe zurückzuführen.

Das Geheimnis der Stille ist aber ohne den Verzicht auf die üblichen kunterbunten Events kaum noch zu erfahren. Ich wage zu behaupten, daß uns die notwendiger denn je gewordene geistige Sammlung fast nur noch im Energiefeld der Stille gelingt. Während der Arbeit an meinen Gonsenheimer Entwürfen erinnerte ich mich wieder an den gewichtigen Satz Jesu: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Matthäus 12, 30). Daß es Jesus hier um die Sammlung seiner Gemeinde geht, ist nicht schwer zu erraten. Daß es aber genauso darum geht, uns in eine Verfassung zu bringen, die jene endgültige Sammlung überhaupt erst ermöglicht, dürfte nicht weniger aktuell sein.

Inzwischen ist das Prinzip Zerstreuung leider zu einer Volksdroge geworden. Millionen Menschen sind ihr verfallen, zumindest aber ausgesetzt. Ich denke, wir alle können das bestätigen. Um so dringlicher ist eine entschiedene Gegensteuerung, eine die der Kontemplation wieder neue Heimstätten verschafft. Mit „ein *bißchen* Sammlung“ bliebe jedoch alles beim alten. Man würde damit nur das Wachstum der Lauheit fördern. Ablenkung, wodurch auch immer, ist ihrem Wesen nach stets auch Hochverrat an der uns von Gott gebotenen Umkehr, der ungeliebten *metanoia*.

Vielleicht ist ja das irreparable „Verpassen“ des Bräutigams in der Parabel von den sieben klugen und den sieben törichten Jungfrauen (Matthäus 25, 1-13) nur in dem Fluch der Zerstreuung begründet. Wer weiß!? - Um wie viel mehr mögen heutzutage die Menschen

Christus nur deshalb verpassen, nur darum Ausgeschlossene bleiben, weil ihnen selbst in unseren *Kirchen* die Sammlung durch dies und jenes vorenthalten wird. Welch destruktive Rolle dabei die in Fenstern häufig anzutreffende Kraftmeierei aufdringlicher Farbausschüttungen spielt, sollte von den jeweils verantwortlichen Gremien nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Kein Wunder, daß ich von *meinen* Glasfenstern in erster Linie ein beherztes Auf-Distanz-Gehen vom visuellen Klamauk der Massenmedien erwarte.

„Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Das ist für einen Künstler meines Schlages durchaus auch als Angriff auf die überall lauenden Verlockungen im Bereich Unterhaltung und Ablenkung zu verstehen. Sammlung beginnt selbstverständlich da, wo wir der Zerstreuung entschlossen den Boden entziehen. Darum ist jeder Versuch, unseren unaufhaltsamen kulturellen Zerschellungsprozeß mit *noch* mehr Zerstreuung heilen zu wollen, ein Wahnsinnsakt. Paulus hat diesen Irr-Sinn klar diagnostiziert. Er schreibt: „Weil (die) Menschen es für unnötig hielten, nach Gott zu fragen und ihn ernstzunehmen, hat Gott sie ihrem untauglich gewordenen Verstand überlassen“ (Römer 1, 28). Um schließlich dieses geradezu eingespurte Fehlverhalten im Denken und Handeln als Schuld und Zielverfehlung zu begreifen, bedarf es wiederum der Sammlung.

Die Verantwortung im Umgang mit Bildern

Wenden wir uns noch einmal kurz den Bildern zu. Bilder bilden, was sonst. Sie leisten jedenfalls einen beachtlichen Beitrag zur Bildung bzw. Mißbildung unserer Seele und unseres Geistes. Entsprechend groß ist unsere Verantwortung hinsichtlich der uns jederzeit zugänglichen und immer rücksichtsloser werdenden *Invasion* der Bilder. Angesichts ihres zunehmend subversiven Einsatzes – zum Beispiel in der Werbebranche – ist der Stellenwert, den *Martin Luther* noch Bildern beimaß, längst nicht mehr zu vertreten. Für ihn zählte ja das Bild theologisch zu den *Adiaphora*, welche für den Glauben sittlich indifferent, also weder gut noch böse seien.⁷ Wenn dies überhaupt jemals der Fall gewesen sein sollte, dann inzwischen bestimmt *nicht* mehr.

Der Segen des Spiels

Ehe ich das Pult für den nächsten Referenten „räume“, noch ein Blick auf einen im allgemeinen recht stiefmütterlich behandelten Aspekt der Kunst: ich meine den Segen des Spiels. Nichtsdestoweniger ist über seinen Rang und seine Unverzichtbarkeit beim Entstehungsprozeß von Kunstwerken schon viel nachgedacht worden – ausgiebig bei Schiller, Nietzsche oder Gadamer und wahrscheinlich am umfassendsten im „Homo ludens“ von Huizinga. Huizinga stellt das spielerische Handeln sogar als die *Grundlage* kultureller Tätigkeit heraus. Worin sich spielerisches Verhalten deutlich von allen übrigen uns bekannten Aktivitäten unterscheidet ist, daß es sich vollkommen frei von wie auch immer gearteten *äußeren* Zwecksetzungen oder Zwängen vollzieht. Damit entwickelt es seine eigene innere Ordnung und erschließt die Dimension des Ursprünglichen. Im Spiel betreten wir ein Reservat, in dem noch *göttliches* Erbgut tätig werden kann. Aus diesem Grund wäre es müßig, mich beispielsweise danach zu fragen, warum eine meiner organischen Linien in diesem oder jenem Fenster so und nicht anders verläuft. Offen gestanden: ich weiß es nicht. Aber daß sie so und nicht anders verlaufen *muß*, könnte ich – ohne in Verlegenheit zu kommen – behaupten. Wie kontrolliert und berechnet auch meine *geometrischen* Bild-Pläne in Erscheinung treten mögen, die Choreographie der *zeichnerischen* Gesten resultiert aus einer sich völlig *spontan* ergebenden Logik.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Einsatz von Farben. Ich reflektiere zwar ihre Auswirkung und lege auch fest, welche der Hauptfarben das Raumklima bestimmen soll. Alles *konzeptsprenge* aber, ihre lustvollen „Ausrutscher“, überlasse ich grundsätzlich der Führung des Augenblicks (selbst die hier und da sparsam aufglühenden *Rot-Feste* habe ich an ihren Platz „gespielt“.) Die Welt der Farbe – in der Natur wie in den Künsten – ist eben keineswegs nur Mittel zum Zweck. Sie bleibt – trotz gegenteiliger Lehrmeinungen, insbesondere der Evolutionstheorie – zu einem gut Teil autonomes *Spiel* und verdeutlicht auf diese Weise die überschwängliche Freude des Schöpfers am Zweckfreien. In einem köstlichen Büchlein mit dem Titel „Einübung ins Spielen“ ist der niederländische Biologe Buytendijk mit dem Satz zitiert: „Die Vögel singen“, zum Glück, „viel mehr, als nach Darwin erlaubt ist“⁸.

Raum für das Evangelium

Der Kreis meiner Gedanken beginnt sich zu schließen. Licht-Bilder wie sie in dieser Kirche entstehen konnten – und das war nur möglich, weil mir die Auftraggeber die fast üblichen inhaltlichen Korsetts ersparten und weil es einen äußerst großzügigen Stifter gab – derartige *Licht-Membrane* also vermögen gegen ablenkende Einflüsse von draußen abzuschirmen, und gewiß auch eine Atmosphäre zu schaffen, in der das Evangelium auf unkrautfreieren Boden fällt. Hierfür sind sie zuständig. Aber typisch Evangelistisches ist *nicht* ihre Sache. Es würde sie überfordern. Die unaufschiebbare Wurzelbehandlung an uns Menschen ist ausschließlich dem Kerygma, dem Wort von der Erlösungstat *Jesu* vorbehalten. Diese zutiefst notwendende Botschaft ist von uns allen weiterzusagen und nicht weiterzumalen.

Als ich vor Jahren im 2. Buch Mose entdeckte, daß Gott meine Kollegen schon damals beim Bau der Stiftshütte anwies, *kunstreiche* Entwürfe zu ersinnen (2. Mose 35, 30ff) und eben keine lehrhaften bzw. solche, die die Exodusgeschichte rekapitulieren, war ich rundum erleichtert. Ein für mich unmißverständlicher Wink, ruhig den *Bildzeichen* die Entfaltung des Sinns anzuvertrauen! Bei der Arbeit an meinem Heidelberger Medizinfenster fiel mir das erstmals wie Schuppen von den Augen.

Jedem, in Sonderheit aber denen, die das Auge ihres *Geistes* wieder trainieren wollen, sind die Schürfrechte erteilt, auf diesem nur *einzusehenden* Territorium zu graben. Doch er muß auch das Graben zum Spiel machen. Das ist, nach meiner Erfahrung, die unumgängliche Voraussetzung, um eines Tages auf eine Goldader zu stoßen. Spielen sie darum immer wieder einmal und fröhlich das Schatzgräber-Spiel: hier in Gonsenheim und an anderen Orten natürlich auch!

A n m e r k u n g e n

- 1 Günther Wirth, Esslinger Reden zur Kunst, Bd. 2: 1993 bis 1998, Esslingen-Nürtingen 1998, S. 477.
- 2 Siehe Werner de Boor, Der Brief des Paulus an die Römer (Wuppertaler Studienbibel), Wuppertal 1985, S. 282.
- 3 Siehe hierzu: Horst Schwebel, Die Kunst und das Christentum. Geschichte eines Konflikts, München 2002, S. 184.
- 4 Erich von Kahler, Die Auflösung der Form. Tendenzen der modernen Kunst und Literatur, München 1971, S. 114.
- 5 Rudolf Arnheim, Zur Psychologie der Kunst, Köln 1977, S. 281.
- 6 Erich von Kahler, a.a.O., S. 20.
- 7 Vgl. hierzu z.B.: Horst Schwebel, a.a.O., S. 55.
- 8 Zitiert in: Bernardin Schellenberger OCSO, Einübung ins Spielen, Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 12, Münsterschwarzach 1980, S. 23.

(Publiziert in: Ev. Kirchengemeinde Mainz-Gonsenheim (Hrsg.), „Farbluft. Die Fenster von Johannes Schreiter in der Ev. Kirche Mainz-Gonsenheim“, Mainz / Brechen 2004, S. 23-30)